

I. Teil

Mitarbeit in Kirche und Gemeinde

Grundfragen und Grundlagen

1. Wie mitarbeiten?

Das Zusammenspiel verschiedener Formen

Mitgearbeitet wird in Kirche und Gemeinde hauptberuflich, ehrenamtlich und ganz ohne Amt, einfach nebenbei. Die drei Formen der Mitarbeit bedingen einander. Verändert sich eine, sind die anderen davon betroffen. Da zur Zeit alle drei Formen gleichzeitig Veränderungen unterworfen sind, kommt es zu tiefgreifenden Irritationen, die sich auf bezahlte Mitarbeit am deutlichsten auswirken. Noch nie gab es in der Kirche so viele hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie heute. Aufgrund fehlender Finanzen muss darüber nachgedacht werden, wie viel Hauptberufliche künftig noch bezahlt werden können, und welche die Kirche unbedingt braucht. Schon zuvor hätte gefragt werden sollen, wie viel Hauptberufliche die Gemeinden vertragen, denn die hohe Zahl der Hauptberuflichen hat sich auf die Bedeutung des Ehrenamtes und das Selbstverständnis der Gemeindeglieder deutlich ausgewirkt.

1.1 Bezahlte Arbeit – Rückblick als Bestandsaufnahme

Mitarbeit in der Kirche begann damit, dass Menschen, die von der Jesusbewegung erfasst worden waren, ihre Erfahrungen handelnd und erzählend weitergaben. Bald wurden einzelne Frauen und Männer mit besonderen Aufgaben betraut und übernahmen in der Gemeinde Ehrenämter. Als die Bewegung wuchs und sich organisieren musste, waren Aufgaben zu übernehmen, die nicht mehr ehrenamtlich oder nebenberuflich zu leisten waren. Sehr früh gab es deshalb in der Kirche Frauen und Männer, die von Gemeinden für eine konkrete Aufgabe freigestellt und entlohnt wurden. Anders gesagt: Was ehrenamtlich nicht geleistet werden konnte, wurde bezahlten Kräften übertragen. Je größer die Kirche wurde, um so dringlicher wurden Menschen gebraucht, die sich neben- oder hauptberuflich den Gemeinden zur Verfügung stellten: Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter, Diakoninnen und Diakone, Lehrerinnen und Lehrer. In das Leitungsamt wurden bald nur noch Männer berufen. Die übrigen Dienste wurden diesem herausgehobenen Amt nach und nach zu- und untergeordnet. Damit war eine Struktur geschaffen, die über Jahrhunderte Bestand hatte.

Die Reformatoren wollten an die Anfänge anknüpfen und predigten das Allgemeine Priestertum. Sie konnten aber nicht verhindern, dass auch in evangelischen Gemeinden das Pfarramt bis heute eine herausragende Stellung behalten hat. In kleineren Gemeinden war der Pfarrer ohnehin der einzige hauptberufliche Mitarbeiter. Gab es in größeren Gemeinden weitere – wie beispielsweise den Organisten und Kantor oder Lehrer –, so waren diese selbstverständlich dem Pfarrer unterstellt. Bis heute sind Pfarrer und Pfarrerinnen die Dienstvorgesetzten fast aller hauptberuflicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Gemeinden.

Bis ins 20. Jahrhundert war die Zahl der Berufe, die hauptberuflich in Kirche und Gemeinde ausgeübt werden konnten, relativ klein. Die Folgen der Industrialisierung nötigten zu neuen Arbeitsformen. Die Ausdifferenzierung des Lebens und die Ver-

selbständigung einzelner Lebensbereiche zwangen zur Spezialisierung in der kirchlichen Arbeit. Wieder waren es zuerst einzelne Frauen und Männer, die in ihrer Freizeit ehrenamtlich Jugend-, Männer- und Frauenarbeit initiierten oder sich im Bereich der Diakonie und der Mission engagierten. Erst allmählich gab es qualifiziert ausgebildete Spezialistinnen und Spezialisten für die einzelnen Arbeitsfelder, die die von Ehrenamtlichen begonnene Arbeit professionell weiterführten. Das Spektrum der Berufe, die hauptberuflich in Kirche, Gemeinde und Diakonie ausgeübt werden konnten, wurde immer breiter.¹ Heute gibt es fast keinen Beruf mehr, der nicht auch auf den Lohn- und Gehaltslisten der Kirchen auftauchen könnte. Zur Lösung immer komplexerer Probleme wurden immer mehr Expertinnen und Experten benötigt – und eine reiche Kirche konnte sie sich leisten. Im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland stieg die Zahl der Theologinnen und Theologen in den letzten zwanzig Jahren um 30%, die der hauptberuflich Beschäftigten insgesamt sogar um 50%.² Noch nie gab es so viele bezahlte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie heute. Die guten Zeiten, in denen es personell und finanziell möglich war, auf allen Gebieten vermehrt Spezialistinnen und Spezialisten einzusetzen, ermöglichten, dass viele kirchliche Arbeitsbereiche professionell gestaltet werden konnten. Das ist die eine Seite. Es gibt aber auch die andere.

Wo viele Expertinnen und Experten zur Verfügung stehen, werden „Laien“ nur bedingt gebraucht. Die Professionalisierung führte schleichend dazu, dass pädagogische und diakonische Aufgaben, die Gemeindeglieder in Familie und Nachbarschaft bisher selbst wahrgenommen haben, auf ausgebildete Kräfte übertragen wurden. Christliche Erziehung? Dafür gibt's Fachleute. Diakonische Hilfe? Die können „Profis“ besser leisten. Die Versorgungsmentalität nahm zu und führte ungewollt zur „Selbstentmündigung“ der „Laien“ gegenüber „Funktionsträgern, die es besser wissen und können“.³

Dies hatte einschneidende Konsequenzen für die Einschätzung des kirchlichen Ehrenamtes (⇒ I.1.2) und für das Selbstverständnis vieler Gemeindeglieder. (⇒ I.1.3) Die kritische finanzielle Situation, in der sich Kirchen und Gemeinden zur Zeit befinden, zwingt zu Entscheidungen, von denen abhängen wird, ob sich bisherige Trends verstärken oder sich eine Trendwende abzeichnet. (⇒ I.1.4)

1.2 Arbeit und Mitarbeit – das Ende des nachgeordneten Ehrenamts

Wurden ursprünglich Hauptberufliche benötigt, wenn Gemeindeglieder und ehrenamtlich Tätige die anfallenden Arbeiten nicht mehr ausführen konnten, weil sie dafür zu wenig Zeit oder keine hinreichende Ausbildung hatten, so ist es heute meistens umgekehrt: Ehrenamtliche werden benötigt, wenn Hauptberufliche überfordert

¹ G. Buttler: Kirchliche Berufe, in: TRE XIX, 1990, 191–213.

² R. Schloz: Zukunftsperspektiven des Pfarramts, in: DtPfb1 97 (1997), 14. Er verweist an gleicher Stelle darauf, dass im gleichen Zeitraum die Zahl der Kirchenmitglieder in der EKD um 15,7% abnahm.

³ G. Lämmermann: Vom schleichenden Zusammenbruch der Motivation. Oder: Weshalb die Emanzipation des Laien in der Kirche scheitert, in: ThPr 26 (1991), 137.

sind. „Mitarbeit“ heißt heute oft: Die einen arbeiten, und die anderen arbeiten mit. Der Unterschied zwischen Arbeit und Mitarbeit besteht dann darin, dass die einen bezahlt werden und die anderen nicht. Wer „arbeitet“, ist verantwortlich, wer „mitarbeitet“, ist abhängig. In einer Gesellschaft, in der nur das als „Arbeit“ zählt, was mit Geld entlohnt wird, liegt eine solche Einschätzung nahe. Noch immer kommt es vor, dass ein Pfarrer von „*seinen* Mitarbeitern“ und „*seiner* Sekretärin“ und eine hauptberufliche Jugendreferentin von „*ihrem* Team“ spricht. Meist geschieht dies gedankenlos, doch dahinter verbergen sich oft noch ein hierarchisches Amtsverständnis und das Bild einer Gemeinde, die als Familienbetrieb geführt wird. Als ein Dekan kürzlich darauf angesprochen wurde, dass bei der Besetzung einer freigewordenen Stelle die gewählten ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gehört werden müssten, antwortete er entrüstet: „Wer hier angestellt wird, bestimme ich. Da frage ich niemand!“ Dieser Dekan hätte an dem „Handbuch für den Vorgesetzten“ vermutlich mehr Freude als an den folgenden Ausführungen. Der Werbeprospekt für dieses Handbuch eines Bonner Verlags verspricht, dass Vorgesetzte nach der Lektüre besser wissen, wie sie ihre Mitarbeiter sofort noch besser in den Griff bekommen und leichter dazu bringen, immer genau das zu tun, was sie als Vorgesetzte von ihnen erwarten.

Tatsache ist andererseits, dass immer weniger ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bereit sind, sich in einem hierarchischen Gefüge ein- und unterzuordnen. Vor allem viele bisher ehrenamtlich tätige Frauen sind nicht länger bereit, sich auf die Rolle der Helferin einschränken zu lassen. Sehen sie in Kirche und Gemeinde keine Möglichkeit, verantwortlich mitzuarbeiten, schließen sie sich in Selbsthilfegruppen und freien Initiativen zusammen, um dort für sich und mit anderen Verantwortung zu übernehmen und selbstorganisiert anstehende Fragen aufzugreifen. Es wird viel davon abhängen, wie Kirche als Institution in den kommenden Jahren auf solche selbstorganisierte Initiativen reagiert und ob und wie diese in Kirche und Gemeinde Raum finden, ohne dadurch erneut in Abhängigkeit zu geraten.⁴

1.3 Mündige Gemeindeglieder

Das Verständnis von Mitarbeit muss sich aber noch tiefgreifender verändern. Zu lange schon wird Kirche mit den Hauptberuflichen und besonders mit den Pfarrerinnen und Pfarrern identifiziert. Die EKD-Umfragen der letzten Jahrzehnte haben dies bestätigt. Im Bewusstsein vieler stehen sie für Kirche. Es ist selten geworden, dass sich Christinnen und Christen in der Berufs- und Freizeitwelt freimütig zu Wort melden, wenn sie sich herausgefordert fühlen, dass sie selbstbewusst den Finger heben und bekennen: Ich gehöre dazu! Angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen wäre aber christliches Engagement nicht nur im Binnenraum der Kirche, sondern vor allem im täglichen Leben gefordert, nicht nur im Gemeindehaus, sondern im Betrieb und Büro, im Aufsichtsrat und in der Gewerkschaft, im

⁴ Auf die Frage nach negativen Erfahrungen in und mit der Kirche berichten Frauen u.a. von mangelndem Verständnis für Initiativen und neuen Aktivitäten in der Gemeinde. Vgl. A.Hieber / I.Lukatis: Zwischen Engagement und Enttäuschung. Frauenerfahrungen in der Kirche, Hannover 1994, 66.

Sportverein und im Urlaub.

Die große Zahl hauptberuflich tätiger Spezialistinnen und Spezialisten hat offensichtlich dazu beigetragen, dass bei vielen Gemeindegliedern der lebensweltliche Vollzug des Christseins in den Hintergrund trat, und die Sprachmöglichkeiten des Glaubens im Alltag mehr und mehr verkümmerten. Ein ähnlicher Prozess wurde im pädagogischen Bereich beobachtet, untersucht und beschrieben: „Seit Mitte der sechziger Jahre hat sich der Prozess der Verberuflichung pädagogischer Tätigkeiten sowohl durch interne Differenzierung und Ausdifferenzierung bestehender Erzieherberufe wie durch die Besetzung bisher von Laien wahrgenommener Felder und Aufgaben durchgesetzt.“⁵ Die „fortschreitende Professionalisierung besonders in den siebziger Jahren, die damit einhergehende Spezialisierung und teilweise Akademisierung sowie das Entstehen neuer Berufsfelder ... führten zu einer noch weiter zunehmenden Hierarchisierung zwischen beruflicher und ehrenamtlicher“ Arbeit und „zu einer Verdrängung der Ehrenamtlichen aus ihnen bisher vorbehaltenen Tätigkeitsfeldern“.⁶

Soll in Kirche und Gemeinde das tägliche Leben verstärkt aufgegriffen und ernst genommen werden, sind „Laien“ wieder vermehrt als „Fachleute“ gefragt. Professionelles Handeln in den verschiedenen kirchlichen Handlungsfeldern ist auf die Professionen der Ehrenamtlichen angewiesen. Sie sind nicht aus ökonomischen Gründen gefragt, sondern aufgrund ihrer vielfältigen Kompetenzen unverzichtbar. Durch ihre Lebensnähe sind sie die „eigentlichen Missionare“ in unserer Gesellschaft.⁷ Begründet werden muss nicht das Ehrenamt, sondern die „Hauptberuflichkeit“ als berufliche, bezahlte und professionelle Ausweitung der ehrenamtlichen Tätigkeit – und vor allem die Zahl der hauptberuflich Tätigen.

Gemeindeglieder und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unterstützen nicht die Hauptberuflichen, sondern umgekehrt. Alle Christinnen und Christen sind daran beteiligt, Gottes Absicht in und mit dieser Welt zu bezeugen und durchzusetzen. Alle sind dazu eingeladen, nicht nur die ehrenamtlich oder hauptberuflich Tätigen oder gar nur die „Gemeinschaft der Ordinierten“. Alle sind zur Mitarbeit berufen. Das entspricht der reformatorischen Einsicht vom Priestertum aller Getauften. Die Praxis der Kirche ist die Praxis aller ihrer Glieder. Es geht nicht darum, dass die einen arbeiten und andere als „Mit-Arbeiterinnen“ und „Mit-Arbeiter“ gebraucht werden. Alle sind Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Gottes, der will, dass allen Menschen geholfen wird; dass sie annehmen können, dass sie angenommen sind; dass sie um ihren Ursprung und ihre Bestimmung wissen; dass sie befreit werden, zu einer Liebe, die nicht zuerst den eigenen Vorteil sucht; dass sich niemand verlassen fühlen muss und niemand mit dem Rücken zur Wand steht, solange jemand hinter ihr/ihm steht. Gott will, dass Gerechtigkeit verwirklicht, Friede gestiftet und seine gute Schöpfung bewahrt wird. Er will, dass Menschen ein erfülltes und sinnvolles Leben

⁵ W.Hornstein / C.Lüders: Professionalisierung und pädagogische Theorie. Verberuflichung erzieherischer Aufgaben und pädagogische Professionalität, in: Zeitschrift für Pädagogik 35 (1989), 749.

⁶ A.Hieber: Zum Wandel des Ehrenamtes, in: Wege zum Menschen 44 (1992), 7; Vgl. auch W.-D.Bukow: Gesellschaftliche Probleme des diakonischen Prozesses, in: Zeitschrift für evang. Ethik 1980, 209.

⁷ Vgl. schon H.J.Margull (Hg.): Mission als Strukturprinzip, Genf 1968, 164ff.

führen können, dass Hungrige satt werden, dass Durst gestillt wird, dass Fremde aufgenommen, Bedürftigen elementare Grundbedürfnisse nicht länger vorenthalten und Gestrauchelte nicht ausgeschlossen bleiben. Diesen Absichten Gottes sind alle Christinnen und Christen verpflichtet.

Gott beteiligt sie an seiner Arbeit aber nicht als „Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer“, sondern als „Freundinnen und Freunde“. Für Jan Hendriks, von dem diese Formulierung stammt, sind damit nicht nur fragwürdige Unterordnungen ausgeschlossen. Freundinnen und Freunde wissen auch um ihre Chancen und ihre Grenzen. Wie befreiend und entlastend diese Erkenntnis sein kann, verdeutlicht J.Hendriks mit folgender Anekdote: Als Johannes XXIII. Papst geworden war, konnte er in der ersten Nacht nicht einschlafen. Die übertragene Verantwortung und die unzähligen Probleme der Kirche belasteten ihn zu sehr. Johannes XXIII. tat kein Auge zu. Am nächsten Morgen stürzte er sich in die Arbeit. Als er am Abend schlafen gehen wollte, begann die Plage wieder. Schlaflos lag er, bis er zur Besinnung kam und betete: „Herr Gott, es ist Deine Kirche, ich gehe jetzt schlafen.“ J.Hendriks schließt mit der Bemerkung: „Das war ein sehr biblischer Gedanke. Wir tragen ja nicht Ihn, sondern Er trägt uns (Jes 46,1–4), und das ergibt eine Perspektive.“⁸

Wenn alle in der Gemeinde Gottes Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind, bedeutet das nicht, dass es keine Unterschiede mehr gibt. Es bleiben verschiedene Gaben, Aufgaben und Funktionen. Es bleibt auch dabei, dass manche freigestellt und für ihre Mitarbeit bezahlt werden. Doch die Zuordnung verändert sich. Kirche wird wieder von der Basis her gedacht und gestaltet. Die Aufgaben werden nicht von „oben“ nach „unten“ delegiert, weil die „oben“ nicht alles schaffen, sondern von „unten“ nach „oben“, weil die „unten“ für anstehende Aufgaben nicht die nötigen Qualifikationen und nicht genügend Zeit haben. Herbert Lindner hat die Beteiligung aller an der Gestaltwerdung des Evangeliums in der Welt als den *Normalfall* der Mitarbeit in Kirche und Gemeinde bezeichnet. Wer sich darauf einlässt, braucht Beratung und Begleitung. Christinnen und Christen, die selbst Unterstützung und Anerkennung durch andere erfahren haben, sind bereit, sich ihrerseits für andere zu engagieren – ehrenamtlich oder hauptberuflich. Das Engagement der Ehrenamtlichen bezeichnet Lindner als den *Sonder-* und das der Hauptberuflichen als den *Spezialfall* kirchlicher Mitarbeit. Die Sonder- und Spezialfälle sind aber stets auf den Normalfall ausgerichtet und nicht umgekehrt.⁹ Wer Ämter und Dienste wahrnimmt hat grundsätzlich keine anderen Aufgaben, als alle Glieder der Gemeinde. Die „Sonder- und Spezialfälle“ dienen „dem geistlichen Wirken aller Glieder des einen Leibes zu seiner Aktivierung“.¹⁰ Ihr besonderer, aber nicht exklusiver Auftrag ist die Verantwortung für die Gemeinde als ganze.¹¹ In dieser besonderen Verantwortung arbeiten sie mit den übrigen Gemeindegliedern zusammen, um das Priestertum aller Gläubigen zur Entfaltung zu bringen. „Jeder ist Priester, indem er die Anderen zu sich hinzieht auf das Feld, welches er sich besonders zugeeignet hat, und wo er sich als Vir-

⁸ J.Hendriks: *Gemeinde von morgen gestalten*, Gütersloh 1996, 19f.

⁹ H.Lindner: *Dienstort Kirche – Arbeitsplatz Gemeinde*, in: DtPfbI 90 (1990), 475.

¹⁰ W.Joest: *Dogmatik Band 2: Der Weg Gottes mit den Menschen*, Göttingen 1993³, 557.

¹¹ W.Joest, a.a.O., 558.

tuosen darstellen kann; jeder ist Laie, indem er der Kunst und Weisung eines Anderen folgt, wo er selbst ein Fremder ist in der Religion.“¹²

Es mag sein, dass solche Perspektiven angesichts dominierender Machtverhältnisse in Kirche und Gemeinde utopisch erscheinen. Skeptiker mögen darauf hinweisen, dass die lange geübte Über- und Unterordnung sich in den Köpfen der Mächtigen und der Ohnmächtigen eingenistet hat und alle gut gemeinten Reformversuche daran scheiterten. Man könnte ihnen entgegen, dass die reformatorische Grundeinsicht vom Priestertum aller Getauften den herrschenden Verhältnissen widerspricht. Doch dann könnten sie darauf verweisen, dass diese Einsicht bisher immer nur gepredigt, aber kaum strukturell umgesetzt wurde. Die Verhältnisse haben sich über Jahrhunderte so stabilisiert, dass die Reformversuche der 60er und 70er Jahren daran nur wenig änderten. Woher kommt also die Zuversicht, dass sich jetzt etwas ändern könnte? Zum einen aus dem Vertrauen darauf, dass Gottes Geschichte mit seiner Welt und damit auch mit seiner Kirche noch nicht am Ende ist, zum anderen aber aus der Situation, in der sich die Kirche befindet. Und beides hängt für mich zusammen.

Es mag paradox erscheinen – doch die Krise, die viele zum Klagen veranlasst, kann zum Grund der Hoffnung werden. Konzeptionelle Überlegungen allein hatten offensichtlich nicht die nötige Kraft, um Strukturen zu verändern, die sich über Jahrhunderte entwickelt und verfestigt hatten. Solange es den Kirchen gut ging, war das Interesse an Reformen nicht groß. Jetzt sind Entscheidungen fällig. Die geringer werdenden finanziellen Ressourcen erlauben es nicht, die bisherige Personalpolitik und die überkommenen Strukturen ungebrochen weiterzuführen. Wird durch äußere Einflüsse möglich, was durch innere Einsichten nicht erreichbar war? Vielleicht eröffnet die Krise tatsächlich eine Chance, wesentliche Grundeinsichten der Reformation erstmals strukturell umzusetzen?

1.4 Mitarbeit in einer ärmer werdenden Kirche

Den Landeskirchen fehlen die finanziellen Mittel, um alle examinierten jungen Theologinnen und Theologen neu in den kirchlichen Dienst übernehmen zu können. In manchen Landeskirchen sind Entlassungen hauptberuflicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kein Tabu mehr. So verständlich und begrüßenswert alle Versuche sind, Arbeit zu teilen oder ältere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dazu zu bewegen, frühzeitig in Pension zu gehen, damit junge Kolleginnen und Kollegen nachrücken können, so darf dabei nicht übersehen werden, dass die Kirchen bei der Übernahme neuer hauptberuflicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Verpflichtungen eingehen, die im Blick auf deren aktive Berufstätigkeit bei vier Millionen Mark für jede und jeden liegen. Für wie viel kann die Kirche angesichts der absehbaren Entwicklungen diese Verantwortung übernehmen? Heute wird beklagt, dass die Einnahmen der Kirchen durch Steuerausfälle zurückgegangen sind und sich durch die bevorstehende Steuer-

¹² F.Schleiermacher: Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern, hg. von H.-J. Rothert, 1958 (Erstdruck 1799), 102.

reform nochmals verringern werden.¹³ Die notwendigen Kürzungen sind schmerzlich. Doch die Perspektive ist viel dramatischer. Die Berechnungen, die die Planungsgruppe der Evangelischen Kirche in Deutschland 1985 vorlegte, wurden damals offensichtlich von vielen nicht ernst genommen und inzwischen weithin vergessen.¹⁴ Nach diesen Modellrechnungen wird die Kirchenmitgliedschaft bis zum Jahr 2030 unter günstigen Bedingungen auf gut die Hälfte, unter ungünstigen auf knapp die Hälfte des Bestandes von 1980 zurückgehen. 1993 wurden diese Prognosen überprüft und aufgrund von „Wanderbewegungen“ von Ost nach West und unter Berücksichtigung der zugezogenen Aussiedler nach oben korrigiert.¹⁵ Es ist davon auszugehen, dass die Zahl der Kirchenmitglieder bis 2030 weiter um ein Drittel sinken wird.¹⁶ Die Kirche wird kleiner und ärmer und kann sicher nicht mehr so viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bezahlen wie heute. Kirchaustritte spielen dabei eine wichtige, aber keine entscheidende Rolle. Sie sind leicht rückläufig und haben sich auf „mittlerem Niveau“ stabilisiert. Bedeutsamer ist die demographische Struktur. Der Kirchensoziologe Karl Gabriel prognostiziert, dass die Kirche in den nächsten Jahren aufgrund ihrer Überalterung viel mehr Mitglieder verliert als durch Austritte.¹⁷ Da Christinnen und Christen über 65 in der Regel nur noch mit ihren Spenden zur Finanzierung der kirchlichen Arbeit beitragen, wird die Kirche nicht nur kleiner, sondern vor allem ärmer. Es kann kaum ein Trost sein, dass dann vermutlich auch nicht mehr hinreichend viele hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Verfügung stehen. Vor wenigen Jahren haben sich etwa 1% aller Abiturientinnen und Abiturienten eines Jahrgangs für das Studium der Theologie entschieden. Heute sind es kaum noch 0.5%. An den deutschen Universitäten und Hochschulen studieren folglich nur noch halb so viele junge Menschen Theologie wie noch vor 10 Jahren.

Die Situation wird sich rasch verändern. Noch können nicht alle Bewerberinnen und Bewerber in den kirchlichen Dienst übernommen werden, weil das Geld fehlt. Bald wird nicht nur Geld, es werden auch Menschen fehlen, die bereit sind, hauptberuflich in der Kirche mitzuarbeiten.

Die vorhersehbare Krise könnte zur bedrohlichen Gefahr werden, würde unter Beibehaltung traditionell überkommener Strukturen weitergearbeitet. Ein mögliches Szenario könnte dann so aussehen: Manche Arbeitsfelder werden aufgegeben. In den verbliebenen übernehmen hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein noch höheres Maß an Verantwortung und haben dadurch noch mehr Einfluss und Macht.

¹³ Der Präses der Westfälischen Kirche hat die Pfarrerinnen und Pfarrer der Landeskirche im Sommer 1997 in einem Rundbrief informiert, dass der Landeskirche 1995 noch 910 Millionen Mark zur Verfügung standen, 1997 aber nur noch mit ca. 800 Millionen und 1999 voraussichtlich nur noch mit 700 Millionen zu rechnen sei.

¹⁴ Studien- und Planungsgruppe der EKD: Strukturbedingungen der Kirche auf längere Sicht, Hannover 1985.

¹⁵ Studien- und Planungsgruppe der EKD: Bevölkerungsentwicklung und Kirchenmitglieder. Vorausschätzungen und Modellrechnungen bis zum Jahr 2030 zur Aktualisierung der Studie „Strukturbedingungen der Kirche auf längere Sicht“ von 1985, Hannover 1993.

¹⁶ In den westlichen Landeskirchen wird sich die Zahl voraussichtlich um ca. 25% verringern. In den ostdeutschen Landeskirchen wird der Rückgang wesentlich größer sein.

¹⁷ K.Gabriel: Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg u.a. 1992, 34; vgl. auch D.Pollack: Integration vor Entscheidung. Zur Entwicklung von Religiosität und Kirchlichkeit in der ehemaligen DDR, in: Glauben und Lernen 6, 144–156.

Ein Pfarrer bzw. eine Pfarrerin leitet nicht mehr nur eine oder zwei Gemeinden, sondern vier oder fünf. Was die wenigen Hauptberuflichen nicht leisten können, delegieren sie an nebenberufliche oder ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die dadurch verstärkt zu „Mit-Arbeiterinnen“ und „Mit-Arbeitern“ degradiert werden. Es ist allerdings fraglich, wie viele dazu dann noch bereit sein werden. Überkommene hierarchische und patriarchale Strukturen werden auf diese Weise nicht überwunden, sondern vermutlich sogar noch verstärkt. Ein Alptraum.

Es ist aber eine andere Perspektive denkbar – und auf sie setze ich. Noch können Entscheidungen getroffen werden, die die Chance eröffnen, traditionelle hierarchische Strukturen zu überwinden. Und dafür gibt es ermutigende Beispiele.

Unter ähnlichen finanziellen und personellen Voraussetzungen, vor denen die westlichen Kirchen heute stehen, hat schon 1975 die Synode des „Bundes der Kirchen“ in der ehemaligen DDR in Eisenach beschlossen, die personale Präsenz vor Ort nicht mehr länger nur durch Pfarrerinnen und Pfarrer zu garantieren, sondern auch durch andere hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Neben Theologinnen und Theologen sollten theologisch-pädagogisch, musisch und diakonisch qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Ortsgemeinden pastorale Aufgaben übernehmen. Darüber hinaus sollten alle Aufgabengebiete in der Region verantworten, die ihren speziellen Qualifikationen angemessen sind.¹⁸

Nach der Wende hat sich in den ostdeutschen Kirchen die Situation nicht verbessert, sondern dramatisch zugespitzt. Was westdeutsche Kirchen befürchten, ist dort heute schon Realität. Christoph Demke, von 1983 bis 1997 Bischof der Evangelischen Kirchenprovinz Sachsen, geht deshalb noch einen Schritt weiter. Er beschreibt für die Kirchen in den neuen Bundesländern einen Weg, der in den nächsten Jahren auch für die Kirchen in den alten Bundesländern richtungsweisend sein könnte. Er möchte an „Gemeinden der nahen Wege“ festhalten und geht deshalb davon aus, dass Kirche weiterhin möglichst an allen Orten präsent sein sollte. Durch bezahlte Kräfte ist diese personale Präsenz nicht mehr zu gewährleisten. Ehrenamtliche werden dafür einstehen müssen. Die Hauptaufgabe der bezahlten Kräfte wird es sein, die Ehrenamtlichen anzuleiten und zu begleiten. Das erfordert Mobilität. „Sie werden deswegen von uns bezahlt, dass sie in einem hohen Grad beweglich sind. Dass sie dauerhaft an einem Ort ‚residieren‘, das ist vorbei.“¹⁹

Will Kirche auch künftig flächendeckend präsent sein – und das sollte sie versuchen –, wird das nur über den Einsatz von Nebenberuflichen und Ehrenamtlichen möglich sein.²⁰ Sie werden im „Pfarrhaus“ wohnen und pastorale Aufgaben übernehmen. Sie

¹⁸ Vgl. Arbeitspapier über die Konzeption für die Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter im Gemeindedienst zur Vorbereitung der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR im September 1975, in: D.Aschenbrenner / K.Foitzik (Hg.): Plädoyer für theologisch-pädagogische Mitarbeiter, München 1981, 187–215, bes. 201ff.

¹⁹ C.Demke: „Ein anderer Stil muss her“. Die westdeutschen Landeskirchen können von den Fehlern ihrer ostdeutschen Partner lernen und sich zeitig auf neue Situationen einstellen, in: Das Sonntagsblatt Nr.2./ 1997 vom 10.1.1997, 22.

²⁰ So argumentiert auch der Berliner Bischof Wolfgang Huber: Die Kirche muss die Nähe zu den Menschen wahren. „Präsenz der Kirche am Ort bedeutet aber nicht in jedem Fall Präsenz eines Hauptamtlichen. Die Kirche ist dann am Ort, wenn Christen erkennbar am Ort als Christen leben.“ (in: Deutsches Sonntagsblatt Nr. 36/1997, 26)

werden sich auf Ausschreibungen hin um solche „Stellen“ bewerben, und offiziell mit diesem Ehrenamt betraut. Hauptberufliche werden sie regelmäßig besuchen, sie fördern und begleiten. Sollte es nötig sein, werden sie auch eine begrenzte Zeit „vor Ort“ mitarbeiten, bis ihre Unterstützung an einem anderen Ort notwendig wird.

Was das für das Ehrenamt in der Kirche und für bezahlte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter konkret bedeuten könnte, wird in den folgenden Kapiteln ausführlich reflektiert und beschrieben. Bevor ich aber näher auf die künftigen Formen der Mitarbeit in Kirche und Gemeinde eingehe, muss ich offenlegen, von welchem Kirchenverständnis ich dabei ausgehe.

2. Wo mitarbeiten?

Der Zusammenhang zwischen Mitarbeit und Gemeindeverständnis

Ob jemand mitarbeitet, entscheidet sich nicht selten am Verständnis von Kirche und Gemeinde. Mitarbeit sieht in einer Kirche, in der alle Tätigkeiten von einem vorgeordneten Amt abgeleitet und ihm zugeordnet werden, anders aus, als in einer Kirche, in der grundsätzlich alle die gleichen Aufgaben haben und sich nur durch die jeweils ausgeübte Funktion unterscheiden. Sie sieht anders aus in einer Kirche, die klar auf ein Zentrum hin ausgerichtet und nach außen deutlich abgrenzt ist, als in einer, die nicht nur für diejenigen offen ist, die sich denen anpassen, die bereits dazugehören, sondern auch für Menschen, die anders glauben und ihr Christsein anders leben. In einer Gemeinde, in der Vielfalt Gestalt gewinnen darf, ist nicht nur Raum für diejenigen, die sich regelmäßig zu Gottesdiensten und Gemeindegruppen treffen, sondern für alle, die dort Hilfe suchen oder anderen begegnen möchten.

Ein Gemeindebild, das der Vielfalt Raum gibt, habe ich zusammen mit Elsbe Goßmann an anderer Stelle beschrieben und dort auch das prägende Kirchenverständnis ausführlich begründet.²¹ Die wichtigen Grundzüge möchte ich hier kurz vorstellen.

Ich hatte lange nach einem Bild gesucht, mit dem ich eine offene Gemeinde, wie ich sie mir wünsche, beschreiben könnte. Einer Gemeinde, die andere nicht ausgrenzt, die allen Raum gewährt, in der alle vorkommen und zu Wort kommen dürfen, in der sie gemeinsam herausfinden, was das Evangelium von Jesus für sie angesichts aktueller persönlicher, lokaler, regionaler und globaler Herausforderungen bedeutet. In einer zerfallenen Karawanserei bin ich auf ein Bild gestoßen, das meinen Vorstellungen entsprach, einem Bild, das den dynamischen Prozessen Raum gibt, die das Evangelium unter Menschen provoziert.²²

2.1 *“Karawanserei“ – ein fremdes, aber dadurch vielleicht anregendes Bild*

Es war im Frühjahr 1993. Auf einer Studienreise durch Jordanien kamen wir auch in die Ruinenstadt Umm el-Jemal in der nordöstlichen Wüste Jordaniens an der Grenze nach Syrien. Umm el-Jemal – „Mutter der Kamele“ – eine riesige Karawanserei, die im Jahr 747 durch ein Erdbeben zerstört wurde und zur Zeit wieder ausgegraben wird. Lange sind wir durch die Ruinen aus schwarzem Granit inmitten der goldgelben Wüste gewandert. Wir haben versucht, uns in dem riesigen Trümmerfeld zurechtzufinden und die einzelnen Gebäude zu identifizieren, Häuser und Ställe, Kirchen, Zisternen, Plätze, auf denen gehandelt und getauscht werden konnte, Feuerstellen, an denen man abends Erfahrungen austauschen und sich nachts wärmen konnte, die Reste eines römischen Präteriums. Hier war der Sitz der Verwaltung und der Wüstenpolizei. Sie sollten in der Karawanserei für ein Mindestmass an Ordnung sorgen und auf den Karawanenstrassen die nötige Sicherheit garantieren.

Die Reisegruppe wünschte sich Zeit, um die eindrucksvollen Bilder intensiver verinnerlichen zu können. Jede und jeder suchte sich einen Platz. Ich saß auf einer zerfallenen Mauer und versuchte mir vorzustellen, wie es in der Karawanserei zugegangen sein mag. In meiner Phantasie erfüllte sie sich nach und nach mit Leben.

²¹ Vgl. dazu: K.Foitzik / E.Gossmann: Gemeinde 2000. Wenn Vielfalt Gestalt gewinnt, Gütersloh 1995.

²² K.Foitzik / E.Gossmann, a.a.O., 98ff.

- Ein Ort, offen für alle, die hier eine Pause einlegen wollen, sich mit dem Notwendigen versorgen oder einen Unterschlupf suchen. Zutritt haben alle ohne Vorbedingungen.
- Ein buntes Treiben. Verschiedene Sprachen. Unterschiedliche und keineswegs nur angenehme Gerüche.
- Wer herkommt, will auftanken – vor allem Wasser, aber auch Brot und Futter für die Tiere. Alles, was sie brauchen, um weiterziehen zu können.
- Manche besuchen eine der Kirchen, danken für Bewahrung, bitten um Schutz und empfangen „lebendiges Brot“ und „Wasser des Lebens“.
- Abends dann am Feuer werden Geschichten erzählt, Erfahrungen ausgetauscht, Überzeugungen diskutiert.
- Ziel dieser Menschen ist es nicht, sich in der Karawanserei häuslich niederzulassen. Sie bleiben eine Zeitlang, dann ziehen sie weiter. Sie sind auf unterschiedlichen Trampelpfaden zu dieser Oase gekommen und werden auf verschiedenen Wegen weiterziehen. Wer geht, weiß, dass er jederzeit wieder willkommen ist. Vielleicht kehrt er oder sie irgendwann zurück – oder rastet an einem anderen Ort.

Die Karawanserei wurde in meiner Phantasie immer lebendiger, bis ich mich irgendwann fragte, ob dies nicht ein angemessenes Bild für die Gemeinde sei, die ich mir wünsche: Ein Ort mit offenen Toren. Ein Ort, zu dem alle Zugang haben, die ausruhen, sich austauschen, auftanken wollen. Ein Ort, geprägt vom bunten Treiben. Eine gewisse Ordnung muss sein, doch sie steht nicht im Vordergrund. Es gibt keine Sterilität. Menschen erzählen von ihrem täglichen Leben. Neuigkeiten werden ausgetauscht, Fragen gestellt und beantwortet. Es wird auch geschwiegen und meditiert, gefeiert und gebetet. In Umm El-Jemal sind bisher 15 Kirchen und Kapellen ausgegraben worden. Sie ermöglichen ein vielfältiges, unterschiedliches Angebot. Wer kommen will, kann kommen. Nur wenige halten sich in einer solchen Gemeinde für längere Zeit oder für immer auf, aber sehr viele wissen sich denen verbunden, die sich dort treffen, und vor allem denen, die dafür sorgen, dass die Karawanserei ihre Funktionen erfüllen kann, damit möglichst viele Menschen das bekommen können, was sie auf ihrem Lebensweg brauchen. Wenn es nötig ist, packen auch andere mit an.

Gemeinde als Karawanserei? Ein fremdes Bild. Aber im Blick auf die vielen Industrie- und Freizeitnomaden und auf die vielen, die heute unterwegs sind, um nach dem Sinn ihres Lebens zu suchen, ein anregendes Bild. Meine Phantasie war beflügelt:

- Was wäre gewesen, wenn sich Stammkunden in der Karawanserei so breitgemacht hätten, dass für andere, die Unterschlupf, Schutz oder Hilfe suchten, kein Platz geblieben wäre?
- Was wäre gewesen, wenn in der Karawanserei eine Gruppe so dominant gewesen wäre, dass sich andere nicht mehr wohl gefühlt hätten?
- Was wäre gewesen, wenn sich die Verantwortlichen in der Karawanserei nur noch auf die Sicherheit und Ordnung innerhalb der Mauern beschränkt und die Wüstenpisten den Straßenräubern überlassen hätten? Die Raststätte wäre zur Festung, das Leben „draußen“ noch unmenschlicher und gefährlicher geworden.
- Was wäre gewesen, wenn immer mehr Menschen auf die Idee gekommen wären, die Mühsal des Alltags gegen den bequemeren Aufenthalt in der Karawanserei einzutauschen? Die Karawanserei wäre gewachsen, doch die Kontakte nach draußen hätten sich reduziert. Neue Impulse wären immer seltener geworden. Die Infrastruktur der Karawanserei wäre differenzierter geworden, das Dienstleistungsgewerbe bestimmender, und die, die davon hätten leben müssen, wären darauf bedacht gewesen, dass die anderen möglichst oft kommen und möglichst lange bleiben. Trotz ihres Wachstums und trotz des bunten Innenlebens hätte die Karawanserei ihren Auftrag und ihre Aufgabe verspielt. Sie wäre selbst zum Ziel der Lebensreise geworden: „Hier ist es gut sein! Lasst uns Hütten bauen. Sollen die draußen schauen, wie sie zurechtkommen. Wir haben genug mit uns selbst zu tun.“ – Lebendiges Gemeindeleben um der Gemeinde willen.

2.2 Gemeinde gewinnt Profil

Ein anregendes Bild? Ohne Bild gesprochen plädiere ich

- ... für Gemeinden, in denen es möglich ist, dass die einzelnen Christinnen und Christen *ihre Beziehung und ihre Kontakte zur Gemeinde eigenverantwortlich gestalten*. Da das Leben der Menschen sehr verschieden ist, darf auch ihr Kontakt zur Gemeinde unterschiedlich sein. Sie selbst entscheiden über die Häufigkeit und die Art der Kontakte.
- ... für Gemeinden, in denen die *Türen weit offen stehen*, und zu denen vor allem diejenigen Zugang haben, die Hilfe brauchen.
- ... für *Gemeinden der Vielfalt*, in denen Unterschiede vor allem als Reichtum und nicht als Belastung angesehen werden. „Unterschiede sind nicht dazu da, dass man sie überwindet“, sie sind vielmehr Impulse zur konstruktiven Auseinandersetzung.²³ Einheit entsteht nicht dadurch, dass die in den Gemeinden Verantwortlichen stets einer Meinung sind, und schon gar nicht dadurch, dass sie ihre Lebensweise für andere als verbindlich erklären. Beides hat totalitäre Züge und führt zwangsweise zum Ausschluss anderer. Jede Gruppe schafft sich auf diese Weise ihre eigene „Karawanserei“ mit Einheitsgeruch, Einheitsgefühl, Einheitsgesprächen, Einheitstheologie. Das mag für eine gewisse Zeit die nötige Nestwärme vermitteln. Es entfremdet aber voneinander und vor allem vom täglichen Leben.
- ... für Gemeinden, in denen *neben und nicht unter Pfarrerinnen und Pfarrern auch andere qualifizierte Menschen* verantwortlich arbeiten können. Viele Gemeinden sind nach wie vor pyramidal organisiert und auf das Pfarramt ausgerichtet.²⁴
- ... für *Gemeinden, die eine Partizipation ermöglichen*, die nicht in Abhängigkeit bringt, sondern zur Selbständigkeit verhilft. Weil jede und jeder im eigenen Alltag eigenverant-

²³ R.Sennett: *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Frankfurt/M. 1991, 192.

²⁴ „Der Knackpunkt liegt unseres Erachtens beim Pfarramt. Es ist heute immer noch so etwas wie eine Vereinigung fast aller Charismen auf eine einzige Person in mehreren Funktionen und stellt damit eine verzerrte Überfunktion dar. Demgegenüber leiden die anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an einer schon chronischen Unterfunktion. Und daran krankt dann die ganze Gemeinde als Organismus.“ (W.Vahrenkamp / H.G.Meinhard: „Wo zwei oder drei ...“ Oder: Leitungskreis der Hauptamtlichen in der Gemeinde, in: *E-Verz* 44 (1992), 503)

wortlich die Botschaft von Jesus leben und bezeugen soll, sind alle in der Gemeinde als Subjekte zu achten. Sie bringen ihre Erfahrungen und ihr Wissen in Kommunikationsprozesse ein, fördern und helfen einander. Wo sich Menschen mit ähnlichen Sorgen, Problemen oder Hoffnungen auf Zeit in (Selbsthilfe-) Gruppen zusammenfinden, wird dies besonders deutlich.

- ... für *Gemeinden, in denen das allgemeine Priestertum nicht nur gepredigt wird, sondern tatsächlich Gestalt gewinnt*; für Gemeinden, in denen alle selbstbewusst mitreden und mitbestimmen dürfen, und zwar nicht nur bei Alltagsthemen und Organisationsfragen, sondern auch dann, wenn es darum geht, sich darüber zu verständigen, wie in konkreten Situationen Evangelium gelebt werden könnte.
- ... für *Gemeinden, in denen die Übernahme von Verantwortung eingeübt werden kann*; Gemeinden, die nicht fremdbestimmt sind, sondern in denen gemeinsam verantwortet und selbst entschieden wird, was vor Ort geregelt werden kann.
- ... für *Gemeinden, die ihre Weltorientierung und Verantwortung zur Mitgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse ernst nehmen*. Gemeinden können wie Karawansereien Oasen sein, in die sich Menschen flüchten, wenn es ihnen „draußen“ zu heiß wird. Dies darf aber nicht dazu führen, dass die Flucht auf Dauer gestellt und die Sonderwelt zur Lebenswelt wird. So viel Binnenorientierung wie nötig, so viel Außenorientierung wie möglich.

2.3 Konkretionen

Ein solches Gemeindeverständnis konkretisiert sich in der Arbeitsweise gemeindlicher Lebenszentren und in der Öffnung parochialer Grenzen.

2.3.1 Offene Zentren

Soziale Räume, in denen man sich begegnen, aufeinander hören und voneinander lernen kann, brauchen Adressen. Jedes Gemeindehaus kann zur Karawanserei werden, zum Ort der Begegnung, des Austauschs, der Erinnerung und Vergewisserung für möglichst viele. Auch Jugendzentren und Kindertagesstätten.

Um der Anonymität in den immer größeren und unübersichtlicheren Parochien entgegen zu wirken, wurden in den Gemeinden im letzten Jahrhundert Vereine gegründet und Vereinshäuser gebaut. Für ausgewählte Zielgruppen sollten geeignete Kommunikationsräume zur Verfügung stehen. Aus den Vereinshäusern sind inzwischen Gemeindehäuser geworden. „Gemeindeleben“ ist ohne Gemeindehaus heute kaum noch vorstellbar. Doch die Hoffnung, dass die Gemeindehäuser für viele zum Ort der Begegnung werden, hat sich nur selten erfüllt. Letztlich sind es meistens „Vereinshäuser“ für ein bestimmtes Milieu geblieben.²⁵ Für diejenigen, die sich dort regelmäßig treffen, sind es soziale Räume mit vielfältigen Möglichkeiten zum Austausch, zum gemeinsamen Leben und Feiern. Sie treffen sich, um über ihre täglichen Anliegen zu sprechen und im Gespräch mit der Bibel Orientierung zu finden. Die Deutemuster, mit denen sie ihr Leben interpretieren, werden dort geprägt und mit anderen im Gespräch geklärt. Doch fast immer bleiben Gleichgesinnte unter sich. Andere werden bewusst oder unbewusst ausgegrenzt. Würden diese Häuser wie Karawansereien mit offenen Toren geführt, wäre die Gefahr geringer, dass sie als „Clubhäuser“ missverstanden werden, in denen nur Mitglieder verkehren und Fremde keinen Zutritt haben.

²⁵ Vgl. R. Roosen: Gemeindehaus vor dem „Aus“? Die Milieugesellschaft und die Reform der evangelischen Gemeindearbeit, in: DtPFB 97 (1997), 63–67.

Ermutigende Erfahrungen bei einem bundesweiten Modellversuch in Kindertagesstätten lassen erahnen, welche Veränderungen möglich sind, wenn sich Einrichtungen öffnen. Kindertagesstätten, in denen sich bisher wie üblich nur Kinder einer begrenzten Altersgruppe treffen durften, wurden zu Stätten der Begegnung für die Familien der Kinder, für Kinder, die längst die Schule besuchen, und für Kindergruppen der Gemeinde. Elterninitiativen wurden die Schlüssel des Kindergartens ausgehändigt, wenn sie sich zum Gespräch oder zu gemeinsamen Planungen in den Räumen des Kindergartens treffen wollten, Eltern bekamen den Schlüssel, um dort den Kindergeburtstag zu feiern. In manchen Einrichtungen wurden Familienbüros eingerichtet, in denen Eltern Kontakte und Hilfen für andere vermitteln, in anderen wurden Kinder und deren Angehörige regelmäßig zu gemeinsam gestalteten Gottesdiensten eingeladen.²⁶

Wo sich die Häuser der Gemeinden öffnen, werden auch die Gemeinden insgesamt für viele attraktiver, weil sie spüren, dass sie und ihre Anliegen dort vorkommen dürfen. Aus Gemeindehäusern, in denen bestimmte Gruppen ihre „Eigentumswohnung“ hatten, können einladende „Gästehäuser“ werden²⁷, Orte, an denen Menschen miteinander ins Gespräch kommen und Vereinbarungen treffen, die den Absichten Gottes mit dieser Welt entsprechen und ihnen selbst weiterhelfen, Karawansereien für alle, die dort Hilfe suchen oder sich an der gefeierten Gemeinschaft freuen wollen. Wer in solchen Häusern mitarbeitet, wird anders motiviert sein und andere Aufgaben wahrnehmen als diejenigen, die sich in traditionellen Kinder-, Jugend- und Gemeindehäusern engagieren. Doch bevor ich darauf näher eingehe, ist noch auf eine weitere Grenzüberschreitung hinzuweisen.

²⁶ Vgl. K.Foitzik/ E.Goßmann: „Lebensräume“ im Lebensraum – Gemeinde leben an „Orten der Begegnung“. Zu beziehen über Bundesvereinigung Evang. Tageseinrichtungen für Kinder, Postfach 101112, 70010 Stuttgart.

²⁷ G.Rüppel, finnischer Mitarbeiter beim ÖRK in Genf, fordert im Blick aufs Gemeindehaus zu einer „Umwandlung des abgeschotteten Eigenheims in ein Gästehaus“ auf. (Von anderen lernen. Volkskirche im ökumenischen Zeitalter, in: Nachrichten der Evang.-Luth. Kirche in Bayern 50 (1995), 364.

2.3.2 Offene Gemeinden

Nicht nur die Häuser der Gemeinden, sondern die parochialen Gemeinden selbst müssen sich öffnen. Es spricht viel für „Gemeinde der nahen Wege“. Doch das Leben der meisten Gemeindeglieder spielt sich längst nicht mehr nur in parochialen Grenzen ab – und wenn sie Orientierung oder Gemeinschaft suchen, gehen sie dorthin, wo sie sich wohlfühlen und suchen Orte, an denen sie mit ihren Fragen vorkommen und wo sie Hilfe erfahren. Die meisten Parochien sind dafür zu klein, ihr Angebot zu begrenzt. Viele kirchliche Aufgaben wie beispielsweise die Jugendarbeit und die Erwachsenenbildung werden längst überparochial wahrgenommen. Auch besondere Zielgruppengottesdienste brauchen und können nicht in jeder Gemeinde gefeiert werden. Die Erfahrungen mit der „Thomasmesse“ sind ein beredtes Beispiel für angemessene Angebote in der Region. Initiativen und Aktionen werden nicht dadurch effektiver, dass sie von kleinen Kreisen in jeder Gemeinde verantwortet werden. Wo sich im Rahmen einer sinnvollen Regionalisierung Gemeinden zusammenschließen, um unterschiedliche Angebote für die verschiedenen Menschen garantieren zu können, kann Kirche wieder für mehr Menschen zur Karawanserei werden.

Die traditionelle Aufteilung in parochiale und überparochiale Dienste ist überholt. Schon gar nicht mehr kann es darum gehen, überparochiale Angebote danach zu beurteilen, ob sie parochialen Gemeinden Menschen zuführen. Oberstes Ziel kirchlicher Arbeit ist weder der Aufbau parochialer Gemeinden noch Gemeindeaufbau überhaupt. Es geht nicht darum, Menschen möglichst lange oder gar für immer an die „Karawanserei“ zu binden. Sie sollen vielmehr fähig werden, ihr tägliches Leben so zu führen, wie es Gott gefällt und wie es auch ihnen gut tut. Dafür sind in der großen Karawanserei unterschiedliche Orte nötig, an denen sich Menschen treffen können. Die Möglichkeiten der meisten Parochien sind begrenzt. Deshalb sollten in überschaubaren Regionen die vorhandenen parochialen und überparochialen Lebenszentren so profiliert und miteinander vernetzt werden, dass möglichst viele Menschen dort „vorkommen“ können und Menschen finden, mit denen sie sprechen können, und mit denen gemeinsam dafür gesorgt werden kann, dass in vielen Zisternen Wasser ist, damit alle daraus schöpfen können, was sie brauchen.

In solchen „regionalen Gemeinden“ würde „Mitarbeit in Kirche und Gemeinde“ nicht mehr nur additiv verstanden. Die parochialen „Nester“ blieben erhalten, wären aber deutlicher mit den überparochialen (kirchlichen) Lebenszentren vernetzt. Damit solche „regionale Gemeinden“ möglich werden, muss sich jedoch nicht nur das kirchliche Strukturgefüge verändern, sondern vor allem das „Kirchturmdenken“ vieler Gemeindeglieder und die einseitige Ausrichtung aller kirchlichen Arbeit am parochialen Pfarramt, das sich noch immer als das Nadelöhr erweist, durch das alle gemeindlichen Aktivitäten hindurch müssen.²⁸

Der Prozess der Öffnung könnte dadurch gefördert und beschleunigt werden, dass in den „regionalen Gemeinden“ und in ihren verschiedenen Zentren – und damit in Kirche und Gemeinde – vermehrt selbstbewusste und eigenverantwortlich mitarbeitende Ehrenamtliche als Sachkundige fürs tägliche Leben und als glaubwürdige Zeugen der christlichen Botschaft im Alltag mitarbeiten. Im zweiten Teil des Buches werden deshalb Rahmenbedingungen für einen verantwortlichen Einsatz und didaktische Kriterien für eine angemessene Qualifizierung und Begleitung Ehrenamtlicher beschrieben (⇒ II.1–6), die im dritten Teil an ausgewählten Handlungsfeldern (⇒ III.A–D) konkretisiert werden.

²⁸ K.Foitzik / E.Goßmann: Arbeitsplatz Gemeinde. Lerngemeinschaft zwischen Verwaltung und Verheißung, Gütersloh 1989, 50f.